

Die Goldminen der Armen

Autor(en): **Oerley, W.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **44 (1940-1941)**

Heft 22

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Goldminen der Armen.

Von W. A. Derley.

Der Titel mag paradox klingen, — aber die Goldminen der Armen gibt es doch. Der Betrieb eines Goldbergwerkes sieht in der Praxis wesentlich anders aus, als der Laie es sich für gewöhnlich vorstellt. Auch sind die Zeiten vorbei, da ein glücklicher Goldsucher eine Bonanza fand oder die Nuggets nur im Fluß aufzulesen brauchte. Vielleicht gibt es solche Fundstellen noch im unerforschten Inneren Neuguineas, in Amerika aber, wo seit fünfundsiebzig Jahren jeder Berg, jedes Tal von Prospektoren und Mineralogen durchsucht wurde, wo moderne Maschinen und komplizierte Anlagen den Goldgehalt aus Gestein und Erde gezogen haben, gibt es das nicht mehr.

Im Gegenteil! Viele Goldbergwerke haben ihren Betrieb eingestellt und ihre Claims aufgelassen, weil der Betrieb sich nicht mehr rentiert. Denn ein Goldbergwerk ist ein teures Unternehmen. Man braucht Arbeiter und Ingenieure, kostspielige Maschinen und Chemikalien, einen Verwaltungsapparat mit Angestellten und Bureaus, Transport- und Versicherungsspesen. Und wenn der Goldgehalt, der aus der Verarbeitung von so und soviel Tonnen Gestein oder Erde gewonnen wird, unter ein gewisses Maß sinkt, wird die Mine aufgelassen; sie ist unrentabel.

Der Goldrush der Depression.

Als sich während der letzten Jahre die Wirtschaftskrise in den Vereinigten Staaten stetig verschärfte und das Heer der Arbeitslosen lawinenartig answoll, begann ein neuer Goldrush, und Tausende zogen nach Westen, nach Kalifornien, Nevada, Utah, in die Länder der großen klassischen Goldsunde. Sie zogen hin, nicht um reich zu werden, sondern um mit ihrer Hände Arbeit den Flüssen und Bergen die wenigen Unzen Gold abzurufen, die sie vor dem Verhungern schützen sollten.

Und bald sah man in den verlassenen Tälern, in den halbverfallenen und halberstorbenen Goldgräberstätten wieder abgesteckte Claims, Menschen, die in alten Bratpfannen Gold wuschen und mit Hacken das harte Quarzgestein bearbeiteten.

„Man braucht kein großes
Anfangskapital...“

„... aber man muß fleißig und geschickt sein

und Erfindungsgeist haben,“ sagte mir einer dieser Minenbesitzer in Kalifornien. Er war in irgend einer kleinen Stadt in Pennsylvania gewesen. Dann war die Krise gekommen, und dann Abbau. Er hatte sich mit zwei Freunden verbunden, war westwärts gepilgert, und sie hatten die aufgelassene Mine gegen eine fünfzehnprozentige Ertragsbeteiligung von ihrem Besitzer gepachtet.

Die erste Zeit war schwer gewesen. Der Goldgehalt des Gesteins war nicht sehr hoch. Sie mußten zuerst den Stollen sichern. Dazu braucht man Holz. Das mußte aufgelesen und herbeigeschafft werden. Dann mußte im Schacht eine primitive Förderanlage gebaut werden, für Handbetrieb. Und nur, wer es selbst einmal versucht hat, eine Tonne goldhaltiges Gestein einen siebzehn Meter tiefen Schacht mit Handarbeit hinaufzuschaffen, kann beurteilen, was das heißt.

Aber der Betrieb der Mine warf doch eine Kleinigkeit ab. Und die drei Männer aus Pennsylvania sparten. Dann, eines Tages, fuhr Joe, der Mechaniker, in die nächste große Stadt.

Auferstehung und Verwandlung eines Fords.

Vier Tage lang kroch er auf dem Autofriedhof herum, untersuchte die Wracks, montierte dieses und jenes ab, tauschte Bestandteile aus. Dann fuhr er zurück. Diesmal nicht per Bahn, sondern in einem alten, verbeulten Ford, der zwar keine Karosserie mehr hatte und dessen Bereifung gleichfalls sehr mangelhaft war, aber der Motor lief und schleppte sich und eine erkleckliche Last an alten Autobestandteilen zur Mine.

Dort angelangt, wurde der Motor vom Fahrgestell montiert und beim Minenschacht aufgestellt. Bereits am nächsten Tag wurde das erzhaltige Gestein maschinell gefördert und die Produktion verzehnfacht.

Der Mehrertrag wurde wieder investiert. Diesmal ging Joe daran, die Gesteinsmühle mit einem Motor zu betreiben. Und bald darauf konnten die drei Goldgräber sich ein eigenes Lastauto kaufen, das den Transport des Gesteins zur Schmelze besorgte. Heute produziert die Mine etwa fünfzehn Tonnen goldhaltiges Gestein pro Tag, für das sie dreieinhalb Dollar pro Mine erhalten. Jeder der Partner verdient nach Abzug der Betriebskosten und Pacht an den Besitzer etwa dreihundertfünfzig Dollar im Monat.

Arbeitsgemeinschaft ist Trumpf.

Ich habe in den Golddistrikten des Westens zahlreiche dieser neuen Kleinbetriebe gesehen und immer wieder darüber gestaunt, was Geschicklichkeit und Erfindungsgeist trotz primitiver Mittel zu leisten imstande sind. Bestandteile alter Automobile und Abfälle aller Art bilden das Material. Überall hört man das Rattern ehemaliger Automotoren; sie fördern Erz zutage, pumpen Wasser aus den Minen, betreiben Gesteinsmühlen, schaufeln Gestein im Tagbau, speisen die Goldwäschereien mit Wasser und bedienen die Ventilationsanlagen der Schächte und Stollen.

Minen werden von Arbeitsgemeinschaften, drei bis zehn Männer, betrieben, die in das Kollektiv ihre Arbeitskraft, ihre Geschicklichkeit, ihren Erfindungsgeist und manchmal auch ein kleines Kapital von wenigen Dollars eingebracht haben. Sie müssen hart arbeiten, verdienen im allgemeinen nicht viel Geld, aber es ist besser, als arbeitslos und auf Unterstützungen angewiesen zu sein.

Einem Schotten entgeht nichts.

Manchmal, aber das gehört zu den seltenen Ausnahmen, hat die eine oder andere Gruppe Glück. Sie stoßen auf eine ergiebige Ader, finden ein Erznest, oder — wie Steffen McNeil (Schotten sind nun einmal gründlich) — sie entdecken plötzlich einen vergessenen Schatz.

Steffen McNeil bearbeitete eine aufgelassene Mine in Südkalifornien, die sich bereits zur Zeit spanischer Herrschaft in Betrieb befunden hatte. Zu der Mühle gehörte auch eine Arrastra, eine altertümliche, primitive Gesteinsmühle, die damals mit Maultieren betrieben worden war. Sie bestand aus einer etwa zwei Meter breiten Steinschale, die in der Mitte vertieft ist. Zwei Querbalken um eine Achse werden von vier Maultieren gedreht und betreiben eine Zahnradübersetzung. Diese betreibt ein Rad, an dessen mächtigen Speichen große, dreieckige Steine hängen, die in der Schale herumgeschleift werden. Sie zertrümmern und zermahlen allmählich das Ge-

stein zu Pulver. Das Wasser trennt das Gold von dem Steinpulver, das sich infolge seines größeren Gewichtes in der Vertiefung in der Mitte ansammelt.

Steffen McNeil stand vor einem unlöslichen Problem. Seine Mine war „ersoffen“ — Grundwasser. Er brauchte eine Pumpe und einen Motor, um sie zu betreiben. Aber McNeil hatte kein Geld. Er versuchte Tagbau, borgte zwei Maultiere und setzte die alte Arrastra in Gang. Aber das Holz war morsch geworden und — brach. McNeil ging daran, die Gesteinsmühle zu reparieren, und fand unter der Steinschale — Waschgold, ein Bruchteil all des Goldes, das in der Arrastra gewaschen und durch die Ritzen gesiebert war. Er kratzte es zusammen. Es waren sechsunddreißig Unzen, für die er zwölfhundertsechzig Dollar erhielt. Heute hat McNeil eine Benzinpumpe, die siebzehn Tonnen im Tag aus der Mine schöpft, pneumatische Röhren und eine eigene kleine Schmiedewerkstatt, in der er seine Werkzeuge repariert.

Die Goldminen der Armen.

Aber — wie gesagt — das sind Ausnahmen. Im allgemeinen verdienen die Goldgräber kaum mehr als ein Arbeiter in einer Fabrik oder ein Angestellter in einem Bureau. Deshalb sind die Lebensformen in den Golddistrikten heute gänzlich verschieden von denen zu Zeiten des ersten Goldrushs. Statt des Revolvers von ehemals tragen sie einen Schraubenschlüssel am Gürtel, statt des fünf Gallonenhutes die Kappe des Arbeiters. Es gibt keine Spielsäle, wo Vermögen umgesezt werden, kaum eine Sodafontaine im Drugstore. Auch Räuber und Falschspieler fehlen. Ihre Beute wäre zu klein.

Es ist eine sehr bürgerliche, gänzlich unromantische Welt, in der sie leben. Sie leisten viel harte Arbeit und haben eine kleine, winzige Chance, ihr Glück zu machen. Nicht jedermanns Sache, aber eine verdammt anständige Art, mit der Krise fertig zu werden.

Malta, das einstige Bollwerk des Christentums.

Und heute? Trotz den mächtigen Luftangriffen und dem rollenden Kanonendonner steht diese Insel noch stolz und fest da und bildet nächst Gibraltar den wichtigsten englischen Stützpunkt zwischen dem westlichen und östlichen Becken des Mittelmeeres. Aus der Ferne gesehen erscheint

das aus Kalk und Sandstein aufgetürmte Malta als völlig vegetationslos mit schier unzugänglichen Steilküsten, die nur im Norden einige Hafensbuchten aufweisen. Dennoch gibt es kaum einen in Literatur, Geschichte und Politik bekannteren Ort als dieses Melita, die griechische